



Ammanns saubere Abwicklung

N och gibt es Anschluss unter dieser Nummer. Ende Juni haben Egon Ammann und seine Partnerin Marie-Luise Flammersfeld die publizistischen Aktivitäten ihres Verlags in Zürich eingestellt. Aber noch ist die Abwicklung in vollem Gange. Fast als „Erlösung“ hätten sie vor einem Jahr ihren Entschluss empfunden, erklären die Verleger. Inzwischen seien ihre Gefühle „durchgezogen“: „Jetzt schleicht sich eine leichte Melancholie ein, ganz so einfach ist das Loslassen nicht.“ Ammanns Star Thomas Hürlimann, für den sie vor dreißig Jahren ihren Verlag gründeten, geht – wie auch Wulf Kirsten und andere – zu S. Fischer. Insgesamt habe er für neunzig Prozent seiner Schriftsteller eine neue Heimat gefunden, zählt Egon Ammann auf. Sie sind bei Random House, Hanser, C. H. Beck, Galiani, Schöffling, Lenos untergekommen. „Es gibt allerdings ein paar meist jüngere Autoren, für die wir und die selbst noch keinen Verlag finden konnten, Jürg Halter zum Beispiel, auch für Matthias Zschokke muss noch gekämpft werden. Dabei kommt es einfach auf ihr nächstes Manuskript an, allzu große Sorgen muss man sich da nicht machen. Ruth Schweikert ist gar nicht erpicht darauf, jetzt schon einen Verlag zu haben. Sie will zunächst ihr neues Buch schreiben.“

Die Rechte an diesen Autoren sind nicht in jedem Fall vollständig gekauft worden. Seine Lagerbestände hat der Ammann Verlag an zwei Grossisten in Deutschland und der Schweiz abgetreten. Zwei oder drei Jahre lang sollten die Titel im Angebot bleiben. Die Honorare dafür sind den Verfassern mit der Schlussabrechnung auf Ende Juni vergütet worden. Auch die Klassiker Ausgaben, mit denen sich die Verleger viel Ansehen erworben haben, gehen weiter: Ossip Mandelstam, Fernando Pessoa, Antonio Machado werden fortan von S. Fischer betreut, Meinrad Inglin wird vom Buchverlag der NZZ übernommen. Das Archiv ist in den letzten Wochen weitgehend aufgearbeitet worden und soll verkauft werden.

Dass mit Ausnahme der Französin Linda Lé auch alle aus fremdsprachigen Literaturen übersetzten zeitgenössischen Schriftsteller an neue Verlage weitervermittelt werden konnten, spricht für das Qualitätsbewusstsein der Verleger. Marie-Luise Flammersfeld, die sechzig geworden ist, und der siebzigjährige Egon Ammann werden auch nach der auf das Ende des Jahres geplanten juristischen Liquidation als Berater tätig bleiben – nicht nur für S. Fischer. Ihre Gesellschafterin Monika Schoeller habe sehr verständnisvoll auf die Schließung reagiert: „So, wie wir den Verlag führten, gab es keine andere Möglichkeit.“ Auf die Branchengerüche von jährlichen Verlusten in der Höhe von einer halben Million Franken will Ammann nicht reagieren: „Wir hatten sehr gute und auch schlechtere Jahre. Tatsache ist: Wir hätten uns in wirtschaftlicher Hinsicht etwas einfallen lassen müssen.“ Auf das digitale Verlegen hat Ammann keine Lust.

Im Laufe des Gesprächs verwandelt sich die leichte Melancholie wieder in die alte Leidenschaft. Doch es bleibt die Gewissheit, richtig gehandelt zu haben. „Hätten wir das Haus an einen Konzern verkauft, würde der in Deutschland bekannte Name überleben. Aber was würde dahinter stehen?“ Reihenweise wurden in den vergangenen Jahrzehnten einst renommierte Schweizer Verlage verkauft und in die Bedeutungslosigkeit geführt: Artemis, Walter, Benziger, Manesse. „Ich bin eitel genug, um mir das nicht anzutun. Auch für die Autoren ist unsere Lösung die bessere.“

JÜRGEN ALTWEGG

Literatur



Üben, üben, üben: Auch das hebräische Alphabet muss gepaukt werden.

Foto Rafael Herlich

Das kleinste spaltbare Teilchen

Familiengeschichte: Der Romanerstling von Michel Bergmann erzählt aus dem Leben von Überlebenden der Shoah, die sich nach 1945 in Frankfurt niederließen.

Am Eingang des jüdischen Altersheims in Frankfurt hängt die Mesusa, das Behältnis für den traditionellen Haussegen, besonders weit unten am Türhaken, so dass auch Rollstuhlfahrer sie berühren können, und aus Rücksicht auf Sehbehinderte ist sie enorm groß. Was als normale Fürsorge für die gebrechlichen Bewohner erscheinen mag, hat zugleich Symbolkraft. Denn schon die Existenz dieses Altersheims ist ein Zeichen der Hoffnung und der Überlebenskraft seiner Bewohner, von denen nach Hitlers barbarischen Plänen kein einziger die Nachkriegszeit hätte erleben sollen.

1972 räumt der junge Schauspieler Alfred Kleefeld in diesem Altersheim das Zimmer seines Nonnons David Bermann leer, der hier seine letzten Jahre verbracht hat, unsentimental trotz schwerer Krankheit und voll grimmigem Humor gegenüber den anderen Heimbewohnern: „Bubele, glaub mir, das sind keine Heiligen. Und du findest auch keine Philosophen. Schau sie dir an. Alle gaga. Der Mensch wird nicht weise, wenn er in die Jahre kommt. Der Mensch verblödet.“

Freilich ist David Bermann selbst der beste Beweis dafür, dass das Alter keinesfalls blöde machen muss, sondern von Güte, Lebensklugheit und wohl auch Weisheit begleitet sein kann. Während er die Habseligkeiten des Fünfundsechzigjährigen zusammenpackt, erinnert sich Alfred an die bewegte Lebensgeschichte seines Onkels. Nach der Beerdigung trifft er sich in ihrem Stammcafé mit Davids alten Freunden Szoros, Fajnbrot und Verständig, die größtenteils noch das jiddisch gefärbte Deutsch ihrer Jugend sprechen. So wie der verstorbene David sind auch sie nach dem Krieg, den sie mit viel Glück überlebt haben, alle Teilacher geworden,

Handelsvertreter für Weißwäsche. Ein Teilacher, erfahren wir, ist „das kleinste spaltbare Teilchen, das Atom der Kaufmannswelt“. Und: „Der Teilacher ist Jude. Oder er gibt sich als solcher aus. Denn es gab eine Zeit, da konnte das, unglaublich, aber wahr, Vorteile haben.“

Von dieser Zeit, den Jahren unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, handeln lange Passagen des Romans. Es war keinesfalls eine goldene Zeit, erst recht nicht für die Juden, die aus der Emigration zurückkehrten oder als *displaced persons* aus den Lagern entlassen wurden. Und doch schwingt ein heiterer Grundton mit, wenn Michel Bergmann von den Aufbruchsjahren der Teilacher erzählt, die – oft als einzige Überlebende ihrer großen Familien – im zerstörten Frankfurt den Handel neu aufgebaut haben, trotz freundlicher Protektion der Amerikaner unter abenteurlichen Bedingungen. Im Rückblick der alten Händler reißt sich dabei Schelmenstück an Schelmenstück, wenn sie sich daran erinnern, wie sie mit Witz und Chuzpe ihre Aussteuerpakete – „Weißwäsche, Kattun, Damast, Leinen, Spitze“ – an die oft unwilligen deutschen Käufer gebracht haben.

Aus vielen Anekdoten setzt sich allmählich ein Bild der frühen Nachkriegszeit zusammen, das auch zu erklären versucht, warum diese Gruppe von jüdischen Kleinhändlern im Land ihrer Verfolger geblieben ist, obwohl viele von der Auswanderung träumten, von Palästina, Australien oder Amerika. Aber man blieb auf gepackten Koffern sitzen, denn, so fasst der alte Fajnbrot knapp die vielen einander ähnelnden Lebensläufe zusammen: „zuerst hat man gemusst überleben. Es hat einem keiner nicht was geschenkt. Man gemusst arbeiten, kaufen, verkaufen, machen und tun. So wurde man Teilacher und hat sich getroffen mit anderen Teilachern und alle haben gehabt das gleiche Schicksal. So war es. Man hat kennengelernt a Frau, hat bekommen Kinder. Wie das so ist. Und dann ist man ja geblieben.“

Michel Bergmann präsentiert seinen Lesern eine anschauliche Lektion in jüngerer Zeitgeschichte. Die Lakonik des einfachen „So war es“ untermalt er mit anrührenden Geschichten, deren Ton schnell

zwischen fröhlichem Übermut und Melancholie wechseln kann, ohne je ins Sentimentale zu rutschen. Denn dann, wenn die Erzählungen aus der alten Zeit zu traurig oder grausam werden, unterbrechen sich die Teilacher gern selbst, um einen ihrer Witze zu präsentieren, oft voll Selbstironie gegenüber dem Klischee des unablässig handelnden Juden: „Gott sagte: Ich habe Gebote für euch. Und Mose fragte, was kosten die? Nix, sagte Gott. Okay, dann nehme ich zehn!“

Die sichere Beherrschung der verschiedenen Stilen spiegelt die Erfahrung des erprobten Regisseurs und Drehbuchschreibers. Michel Bergmann ist Journalist und arbeitet seit vielen Jahren fürs Fernsehen und fürs Kino. Für seinen ersten Roman hat er sich Zeit gelassen, und er hat dafür ein Thema aus seiner eigenen Familiengeschichte gewählt: Bergmann wurde 1945 als Kind jüdischer Eltern in einem Schweizer Internierungslager geboren, später zog die Familie erst nach Paris und dann nach Frankfurt, dem Schauplatz des Romans, dessen Hauptperson David Bermann einen ähnlichen Namen wie sein Verfasser trägt. Freilich geht eine einfache Gleichsetzung von Michel Bergmann und Davids Neffen Alfred nicht lückenlos auf, war vermutlich auch nie beabsichtigt. Um es in Davids Worten zu sagen: Die Frage nach einer detektivischen Entschlüsselung der Romanfiguren spielt keinesfalls „a roll“.

Eine wichtige Rolle spielt die sich über Jahre erstreckende Liebesgeschichte zwischen David Bermann und Alfreds schöner Mutter, die erst zwei Ehen hinter sich lassen musste, bevor sie frei mit dem charmannten Händler zusammenleben konnte. Bergmann erzählt mit so viel Wärme und Witz von dieser Liebe, dass man streckenweise fast vergisst, vor welch düsterem Hintergrund sie sich entwickelt. Dass aber Dunkles und Helles untrennbar miteinander verwoben sind und ein so festes Gewebe bilden wie jene Wäschestücke, mit denen die Teilacher auf ihre Verkaufsfahrten gehen, gehört zu den großen Vorzügen dieses sorgfältig komponierten, sehr lesenswerten Romans.

SABINE DOERING

Michel Bergmann: „Die Teilacher“. Roman. Arche Literatur Verlag, Zürich und Hamburg 2010. 285 S., geb., 19,90 €.

Schalplatten und Phono

Das seelische Beben

Die legendären Lied-Recitals mit dem großen Bariton Dietrich Fischer-Dieskau sind ein Dauerbrenner. Es gibt trotzdem immer wieder erstaunliche Entdeckungen.

M it Blick auf junge Sänger, die sich weder mit „alten Stimmen“ auseinandergesetzt hatten noch Fischer-Dieskau-Aufnahmen kannten, wohl aber die Beteiligung an einer seiner Meisterklassen in ihrem Curriculum als Referenz anführten, sprach der große deutsche Bariton vor drei Jahren resigniert: „Manchmal sage ich mir, dass ich umsonst gelebt habe, dass es aus ist, vorbei.“ Es müsste aber Dietrich Fischer-Dieskau jetzt eigentlich froh stimmen, dass seine Bewunderer auch nach seinem Abschied von Bühne und Podium (1992) schon wieder vor der Qual der Wahl zwischen mehreren Editionen stehen.

Anlass ist sein Geburtstag, der sich am 28. Mai zum fünfundsiebzigsten Mal jährte. Das Start-Label des Sängers hat dazu gleich zwei umfängliche EMI-Sammlungen herausgebracht; die Deutsche Grammophon bescherte auf 21 CDs ein Dacapo der zwischen 1966 und 1972 entstandenen enzyklopädischen Schubert-Edition mit Gerald Moore. Weit mehr Reize und Überraschungen aber bietet die beim Label Audite veröffentlichte „Birthday Edition“. Mit vier neuen CDs setzt sie eine vor drei Jahren gestartete, von Ludger Böckhoff sorgsam betreute Reihe mit (überwiegend frühen) Rundfunkaufnahmen fort, darunter die legendäre Interpretation von Schuberts „Winterreise“ (mit Klaus Billig, Rias 1948, und Hermann Reutter, WDR 1952), des „Schwanengesangs“ (mit Günther Weissenborn, WDR 1954) und der „Schönen Magelone“ von Johannes Brahms (mit Hermann Reutter, WDR 1952). Dank der frühen Aufnahmen wird die seelische Wirkung begreifbar, die der schwermütig-kunstpriesterliche Jüngling auf seine wahl- und qualverwandten Hörer damals ausgeübt hat.

Dieses seelische Beben war eine ins Ästhetische verlagerte Reaktion auf die Erschütterungen des Krieges, hervorgehoben durch die Magie einer erlesen timbrierten, berückenden, ja schmerzlich schönen Stimme. Deren Zauber vor allem beim Einsatz der *mezza voce* ist in den ersten Aufnahmen von Schuberts „Du bist die Ruh“ zu erleben – majestätisch durchphrasiert in den durch ein Enjambement gebundenen Phrasen „Und schließe du / still hinter dir / die Pforten zu“; oder auch in Schumanns „Mondnacht“, von dem Pianisten Graham Johnson beschrieben als „an explosion in reverse“. Atemraubend, wie ein Sänger aus äußerster reduzierter Dynamik so viel blühenden Klang entbinden konnte!

Die Fähigkeit, mit der Halbstimme schimmernde Legato-Phrasen zu bilden und den Text mit kaleidoskopischen Farben auszuzeichnen, zeigt sich auch in den Aufnahmen von Mahlers „Liedern eines fahrenden Gesellen“ mit dem Philharmonia Orchestra unter Wilhelm Furtwängler und der „Kindertotenlieder“ mit den Berliner Philharmonikern unter Rudolf Kempe: herzerreißend die Einheit von Jugendlichkeit und tiefem Liebeschmerz. Schumanns Liederkreise auf Gedichte von Heine (op. 24) und Eichendorff (op. 39), die „Romanzen und Balladen I & II“ sowie „Der arme Peter“ finden sich in beiden EMI-Sammlungen: poetische, artikulatorisch ins Relief gefebene und stimmlich grandiose Darstellungen. Nur in Folge I findet sich die pianistisch und stimmlich kongeniale Aufführung der „Schönen Magelone“ von Brahms mit Swjatoslaw Richter.

Befremdlich hingegen, irritierend sogar die gespreizt-pathetische Darstellung der „Vier ersten Gesänge“ (EMI Vol. 1). Fast identisch in beiden Sammlungen ist eine Auswahl von gut zwei Dutzend Liedern von Hugo Wolf auf Texte von Eichendorff (4), Mörike (9) und Goethe (5) mit Gerald Moore. Grandios die innige Intensität von „Der Genesene an die Hoffnung“, die Wärme von „Fußreise“, die Herbst- und Trauertöne von „Im Frühling“, die Intensität der drei Gesänge des Harfenspielers. Identisch ebenfalls eine Sammlung von 28 der 134 Lieder, die Fischer-Dieskau zwischen 1967 und 1969 mit Moore aufgenommen hat. Sind Stimmungslieder wie „Traum durch die Dämmerung“, „Die Nacht“ oder „Ruhe, meine Seele“ eindringlich gelungen, so wählt er für Reißer wie „Heimliche Aufforderung“ einen rhetorischen Ton – eine Überinterpretation von fast komischer Grandiosität.

überwinden vermag? Die Kehrseite zeigt sich in explosiv-heftigen Einsätzen, emphatisch (über-)artikulierten Konsonanten, Extremen der Dynamik, klanglichen Brüchen und übersteigter Textinterpretation.

Diese Manier deutet sich in den Schubert-Zyklen allerdings nur von fern an, etwa in den heftigen Ausbrüchen in „Die Wetterfahne“ oder „Letzte Hoffnung“ mit der fast outrierten „Wein, Wein“-Phrase. Am exceptionellen Rang dieser Aufnahmen kann es gleichwohl nicht den geringsten Zweifel geben – und es ist falsch bis zur Absurdität, die frühen, quasi unschuldigen Aufnahmen des dreißig- bis bisbenundzwanzigjährigen „Jünglings“ gegen spätere Interpretationen auszuspielen.

Wird bei Folge I der EMI-Edition das Ziel erkennbar, mit einzelnen Liedern von Cornelius, Grieg, Liszt, Loewe und Mendelssohn die Vielfalt von Dieksaus Repertoire zu umreißen, so steigt Folge II mit einer Auswahl von „Schönen Operarien“ in die Untiefen des Gefälligen. Es ist ein direkter Anschlag auf die Ohren, nach der forciert und rauh gesungenen Grafen-Arie aus Mozarts „Figaro“ unter Daniel Barenboim (1977) eine balsamische Aufnahme des Zarenlieds aus „Zar und Zimmermann“ von 1955 anzubieten. Und auch wenn der Sänger wieder und wieder gesagt hat, (nur) er habe die Arien des Rigoletto, Renato und Posa mit den von Verdi geforderten Pianotönen gesungen, so gerät sein Vortrag zu einer Art imitierter Italianità, zu kunstbesserer Travestie. Die zehnte CD mit einem Allerlei, das von Bachs „Kaffeekantate“ bis zum Waschkorb-Duett aus Otto Nicolais „Lustigen Weibern von Windsor“ reicht, beweist, dass die heitere Muse dem Sänger offenbar weitgehend wesensfremd war.

Wie zutreffend Fischer-Dieskaus Feststellung (oder Bitte?) war, wonach in jeder seiner Aufnahmen oder jeden seiner Mitschnitte die „Konfession eines Moments“ zu sehen sei, zeigen die vier neuen CDs mit frühen Rundfunkaufnahmen, die als „Birthday Edition“ bei Audite deklariert wurde. Die Palme gebührt einem Brahms-Recital mit dem Pianisten Tamás Vásáry, aufgezeichnet vom Rias Berlin 1972. Es ist der Triumph eines Gesangslyriker, der, stimmlich in bestechender Form, von wenigen matten



Der kunstpriesterliche Jüngling: Dietrich Fischer-Dieskau um 1950

Foto Interfoto

Tönen in der tiefen Lage abgesehen, auf alle Extreme des Ausdrucks verzichtet. Nicht weniger eindringlich die zwölf Duette von Robert Schumann, die Fischer-Dieskau mit Julia Varady, begleitet von Cord Garben, aufgenommen hat – ergänzt um sechs Lieder von Beethoven auf Texte von Gellert und drei aus Mahlers „Wunderhorn“-Liedern, begleitet von Hertha Klust (1951 und 1953).

Dietrich Fischer-Dieskau war zeit seines Sängerebens auf der Suche nach dem Unbekannten, dem Unerhörten, wie Aufnahmen von acht orgelbegleiteten Liedern Max Regers mit Ulrich Bremsteller verraten, aber auch die zehn Lieder Paul Hindemiths und eine Psalmenversion von Heinrich Sutermeister. Das Mahler-Recital mit Daniel Barenboim von 1971 zeigt einmal mehr, in welchem Maße Fischer-Dieskau den Liedgesang als eine Aufgabe gleichberechtigter Partner ansah. Höhepunkte des Recitals: die zeitvergessene-langsame Interpretation von „Ich bin der Welt abhanden gekommen“ und der „Lieder eines fahrenden Gesellen“ mit der dramatisch-exaltierten, ja rasenden Wiedergabe von „Ich hab' ein glühend Messer in meiner Brust“.

JÜRGEN KESTING

Dietrich Fischer-Dieskau Edition. Vol. 1: Lieder von Johannes Brahms. Tamás Vásáry, audite 95 635 (edel)

Vol. 2: Robert Schumann, Duette; Ludwig van Beethoven, Sechs Gellert-Lieder; Gustav Mahler, Drei Lieder aus „Des Knaben Wunderhorn.“ Julia Varady, Cord Garben, Hertha Klust, audite 95 636 (edel)

Vol. 3: Lieder von Max Reger, Heinrich Sutermeister und Paul Hindemith. Ulrich Bremsteller, Aribert Reimann, audite 95 637 (edel)

Vol. 4: Lieder von Gustav Mahler. Daniel Barenboim, audite 95 634 (edel)

Dietrich Fischer-Dieskau, The Great EMI-Recordings. Vol. 1: Lieder. 11 CDs & Bonus. EMI B 00369 K 29 Q. Vol. 2: Portrait. Lieder und Arien. EMI 6 33837 2

Dietrich Fischer-Dieskau singt Franz Schubert. Die schöne Müllerin, Winterreise, Schwanengesang. Gerald Moore. 21 CDs. DG 4778989 (Universal)

Wildente, ich hör dich schnattern

Ein Haus wie ein belegtes Brot: Stefanie Lemke lässt es in ihrem Debütroman rumoren im Familiengebälk

Die „Golden Girls“ sind sie nicht. In Stefanie Lemkes Debütroman „Unter Schwestern“ leben zwar auch erwachsene Frauen mit der verwitweten Mutter unter einem Dach. Aber ihre Kratzbürstigkeiten und Konflikte passen in kein Komödienformat. Was Stefanie Lemke hier im kühlen Ton einer Protokollantin erzählt, ist ein Familienporträt der düsteren Sorte: der Vater ein Langweiler, die Mutter ein Leichtfuß und die Töchter Leisetreter voller Wut im Bauch.

Die 1962 geborene Autorin zeichnet Kindheit in den Fünfzigern und Sechzigern nach – ein verkorkstes Familienleben in einem Kaff zwischen Rhein und Neckar. Sie sammelt die Kränkungen der Kinderzeit und übersetzt sie in ausgewachsene Komplexe: Später, in den achtziger Jahren, haben alle vier Töchter einen Knacks. Gisela, die Älteste, ist ein Kontrollfreak und Putzteufel geworden, Hedwig, die Zweite, ihr unheimlicher Schatten, Susanne, die Dritte, eine Nymphomanin ohne Rückgrat und Chris-

tine, die Jüngste, eine beziehungsunfähige Lesbe.

Stefanie Lemke, Absolventin des Leipziger Literaturinstituts, koloriert die Geschichten ihrer kaputten Gestalten mit Farben aus der Kulturhistorie; sie zitiert von Hofmannsthal bis Jean Améry und von griechischen Sprichwörtern über Don Bosco bis Saint-Exupéry. Jedes Motto wird konterkariert oder ironisch illustriert. „Wir sind alle einander zum Segen oder Fluch“ von Ignatius von Loyola beispielsweise ist jenes Kapitel überschrieben, in dem wir Gisela zum ersten und einzigen Mal schwach erleben: dem Krankenhaus ausgeliefert, während zu Hause alles drunter und drüber und der top gepflegte Garten vor die Hunde geht.

Losgetreten wird die Lawine familiärer Zwists nach dem Tod des Vaters. Er vererbt das Haus den vier Töchtern; das auf Jahre verpachtete Grundstück in den Weinbergen geht an seine Frau. Geld aber und die große Freiheit gibt es für keinen. Das Lied, das in dem verstaubten Nest einst jedem den Kopf verdreht hatte

– Harpos „Moviast“ –, bleibt tote Note und das Leben grau. Schließlich springt ein alter Freund der Familie ein und bietet einen Kredit zu günstigen Konditionen, damit wenigstens Christine ausbezahlt werden und in die Stadt studieren gehen kann. Warum ausgerechnet sie?

Stefanie Lemke lässt es rumoren im Familiengebälk. Gisela reißt die Führung an sich: Die Mutter wird in die Kellerwohnung gepackt, Susanne und Hedwig in Dachzimmer, Mann und Kinder in die Wohnung der Eltern. „Ich bin für ein Brot geblieben“, erinnert sich die Mutter, an ihre Flucht aus dem Osten und ihre Heirat. „Was ist ein Haus anderes als ein belegtes Brot und das Dorf anderes als das Ende der Welt?“ Nun jedoch hat sie nicht einmal mehr ein Haus, nur noch ein dunkles Zimmer mit Gitter vor dem Fenster, einem Blick auf die propere Rasenfläche – und die Erinnerungen an ihre Affären, an ihre Zeiten als Dorf-schönheit. Ihre Jüngste, die androgyn Christine, ist, wie dem Leser schnell klar wird, die Frucht einer dieser Affären.

Tatsächlich ist das Drama um Christines Herkunft überinszeniert. Die Fragen rund um Identität und Zugehörigkeit werden schon subtiler angegangen; dass gerade Christines schielender Blick auf die Welt die wahre Vaterschaft verrät, ist eine Spur zu viel symbolschwangerer Tick – und man hört Ibsens „Wildente“ allzu laut schnattern. Überhaupt ist zu große Subtilität keine Klippe dieses Bad-Girls-Romans. Streckenweise liest sich „Unter Schwestern“ wie eine Kompositionsetüde: sechzehn Kapitel, Exposition und Epilog, Themenstellung, Durchführung, alles exemplarisch ausgearbeitet. Mit dem halben Happy End allerdings dreht Stefanie Lemke unseren Erwartungen dann wieder eine lange Nase. Eine hübsche Wendung – und ein Versprechen, dass die neue Romanière mehr kann als ihre Hausaufgaben machen. Kein goldverdächtiger, aber ein guter Erstling.

ALEXANDRA KEDVES

Stefanie Lemke: „Unter Schwestern“. Roman. Kein & Aber Verlag, Zürich 2009. 368 S., geb., 19,90 €.